**Bezugs-Preis**

in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.

Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.

Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

**№ 13.** **Sonntag** den 8. Januar 1899. **93. Jahrgang.**

## Aus der Woche.

Preußen hat einen verhängnißvollen Sieg erfochten. Der Bundesrath hat zwar sowohl den schaumburgischen als auch den lippe-detmoldschen Pelz gewaschen, ohne den einen oder den andern naß zu machen, aber sein Beschluß birgt die Möglichkeit einer weiteren Verschleppung der lippischen Sache in sich und bietet somit für Berlin die Gelegenheit, sich auf dem Umwege über Lippe noch fernerhin in ganz Deutschland zu compromittiren. Der Streit, der nach der der Bundesrathsmehrheit nach langen Bemühungen beigebrachten Auffassung ein solcher zwischen zwei Bundesstaaten und nicht eine Angelegenheit des Fürsten von Schaumburg ist, kann in der bisherigen Weise weitergehen. Zwar steht der muthige Beschluß Lippe nicht im Wege, wenn es jetzt die Thronfolge durch Landesgesetz regeln will. Ebensowenig aber vermag es den Schaumburger zu hindern, einen solchen Act der Gesetzgebung in seiner Rechtsbeständigkeit anzufechten. Denn der Bundesrath will ausdrücklich „der Entscheidung über die Wirksamkeit der Acte der lippischen Gesetzgebung" nicht vorgreifen; die Abweisung des schaumburg'schen Anspruchs, Lippe solle die Regelung der Erbfolge durch Landesgesetzgebung untersagt werde, erfolgt aber auch nur, weil die Angelegenheit nicht pressirt. Und über den zweiten schaumburgischen Antrag auf Ungiltigkeitserklärung des bereits erlassenen Landesgesetzes, welches für den Fall, daß der jetzige Graf-Regent vor dem regierungsunfähigen Fürsten stirbt, dem ältesten Sohn des Regenten die Regentschaft überträgt, darüber hat der zuständigkeitsstrohe, aber entscheidungsunlustige Bundesrath in seinem wie auf Stelzen gehenden Beschlusse gar nichts gesagt. Es bleibt vorläufig bei der Nichtachtung der in dem schiedsgerichtlichen Urtheile des Königs von Sachsen ausgesprochenen Rechtsgrundsätze über die Ebenbürtigkeit. Da aber der Bundesrath sich einmal für zuständig erklärt hat, so sollten Regent und Volksvertretung in Lippe nicht zögern, dem Schaumburger alsbaldige Gelegenheit zu einem abermaligen Antrage dadurch zu geben, daß sie das Erbfolgerecht der Söhne des Grafen Ernst nunmehr gesetzlich regeln. Die „Nationalzeitung" bemerkt mit Recht, es sei ein Vortheil, wenn beim Eintritt der Erbfolge und der Regentschaft ein wenigstens innerhalb Lippes nicht bestrittener Rechtszustand vorhanden wäre. Aber das ist es nicht allein. Man kann aus dem Bundesrathsbeschlusse die starke Vermuthung schöpfen, daß die Mehrheit der hohen Körperschaft den Muth ihrer eigenen Meinung wieder finden würde, wenn sie gezwungen wäre, ein auf der Grundlage des Schiedsgerichts beruhendes Erbfolgegesetz anzuerkennen oder in suspenso zu halten oder umzustoßen. Bis auf Weiteres werden aber zum Gaudium aller Reichsfeinde die Berliner Liebenswürdigkeiten gegen den Biesterfelder fortgesetzt werden. Das wäre freilich auch noch einer Entscheidung möglich. Aber ist die Sache einmal erledigt, so fällt für Preußen wenigstens der Anreiz weg, die lippische Bevölkerung im Guten und im Bösen zu einer Sinnesänderung zu bekehren.

Inzwischen hat man weiteren Anlaß, Betrachtungen über die Natur des neuen Kurses anzustellen. Der zum Oberbürgermeister Berlins vor langer Zeit gewählte Bürgermeister Kürschner ist noch immer nicht bestätigt. Acht wiedergewählte Stadträthe, die gleichfalls für eine anständige Umzäunung des Friedhofes der Märzgefallenen zugestimmt haben, sind bestätigt. Aber für diese Bestätigung war nur der Oberpräsident zuständig, während die Zulassung des Oberbürgermeisters der Entscheidung des Kaisers und Königs unterliegt. Dieser Unterschied berührt jedoch die Verantwortung der Minister, insbesondere die des Fürsten Hohenlohe und des Frhrn. v. d. Recke, in keiner Weise. Man fragt sich — und nicht nur in den freisinnigen Kreisen, denen der Gewählte angehört —, was die Regierung bewegen könnte, einen abnormen Zustand aufrecht zu erhalten. Thut sie es, weil sie Herrn Kirschner, sei es wegen des Friedhofszäunens, sei es weil er ein Freisinniger ist, gehörig „zappeln" lassen und dann bestätigen will, so würden sich die Räthe der Krone den Vorwurf zuziehen, einen Vorschlag gemacht zu haben, den annehmen zu müssen, des Trägers der Krone unwürdig ist. Sind die Minister aber gewillt, die Ablehnung des Gewählten herbeizuführen, so ist für ihr Zögern nur ein einziger Grund denkbar: sie haben den Muth, ihren Entschluß auszuführen, noch nicht gefunden. Das Eine ist so bedenklich wie das Andere. Die Stelle des Oberbürgermeisters von Berlin ist nicht etwa eine zu Repräsentationszwecken angebrachte Decoration, ihr Inhaber ist vielmehr der wichtigste Arbeiter der Stadt und die Nichtbestätigung ist bereits zur Calamität geworden. Die zwei Männern zugewiesene Arbeitslast muß von einem getragen werden, überdies kann, so lange der Bürgermeister Kirschner als Oberbürgermeister weder besteht noch abgelehnt ist, nichts zur anderweitigen Besetzung der jetzt von ihm bekleideten Stelle geschehen. Es ist ohne Weiteres als die Pflicht der Minister zu bezeichnen, eine übermäßig lange Vacanz öffentlicher Aemter zu verhüten. Sie sind dies allen Vertretern staatlicher Autorität — und dazu gehören auch die Inhaber der auf Grund staatlicher Gesetzgebung oder königlicher Anordnung bestehenden Bürgermeisterämter — z. A. deshalb schuldig, weil es zu den unliebsamsten Gedankengängen führt, wenn der großen Menge auf praktischem Wege Zweifel an der Unentbehrlichkeit aus öffentlichen Mitteln bezahlter Posten, und dazu oberster Posten, erregt werden. In dem Berliner Falle kommt noch dazu, daß die zu dem nie erhörten Vorgange gesprochenen, neuerdings auch geschriebenen Commentare dem auch auf communalem Gebiete sinkenden Freisinn eine willkommene Stütze bieten.

Die Erörterungen über die vollzogene Bildung eines conservativen Parteiansatzes in der Provinz Hannover, der „conservativen Vereinigung", dauern fort. Die Nationalliberalen, die durch das Unternehmen in ihrem politischen Besitzstande bedroht werden sollen, üben eine berechtigte scharfe Kritik, wenden sich aber unseres Erachtens nicht an die richtige Adresse, oder bezeichnen wenigstens diese nicht deutlich genug. Der conservative Feldzug geht, zum Unterschied von früheren conservativen „Einbruchs"-Versuchen, von Beamten, d. h. von Berlin aus. Und was man dort will, ergiebt sich mit erschreckender Deutlichkeit aus einer Darlegung des Preßorgans der neuen conservativen Vereinigung. Man liest dort über die Welfenpartei:

„Die Seele und den inneren Gehalt hat der (welfischen) Gesammtpartei die verhältnißmäßig nur kleine Zahl der Männer gegeben, die in der Hauptsache allein die Anhänglichkeit zu ihrem ehemaligen Königshause bei der welfischen Partei festhielt. Diese Männer haben in ihrer überwiegenden Mehrzahl längst eingesehen, daß die Vermischung des Programms der welfischen Partei für immer und alle Zeiten ausgeschlossen ist. Sobald sie das Welfenhaus in glücklichem Besitz des Thrones eines stammverwandten deutschen Bundesstaats wissen, werden sie ihre Feindseligkeiten gegen Preußen einstellen, in der Ueberzeugung, dadurch dem Wohle Hannovers am meisten zu dienen. Mit ihrem Fortgang aber wird der Partei das Mark aus den Knochen gesogen sein. Die Heißsporne, die auch dann noch an eine Wiederaufrichtung des Königreichs Hannover werden glauben können, und jene Demagogen, die durch wildeste Agitation und mittels einer fanatischen Presse diktiag das Volk aufwiegelten, werden ihre Gefolgschaft in alle vier Winde zerstreuen sehen."

Man sieht, um was es sich handelt. Den Glauben, daß die hannoverschen Welfen durch die Besetzung des braunschweigischen Thrones mit einem Cumberländer gewonnen werden könnten, theilt keine nationale Partei, auch die Conservativen nicht. Er gehört aber zur Eigenart des neuen Kurses, der die Berufung eines Enkels des Königs Georg mit unausgesetztem Eifer betreibt und die Sache in der That schon sehr weit hat gedeihen lassen. Die Mittheilung über die Anbahnung einer Lösung der braunschweigischen Thronfolge in einem den Welfen — und Ultramontanen günstigen Sinne, die kürzlich die „Schles. Ztg." machte, waren richtig. Die Verschwörungsartikel, die sie hervorrief, entsprachen der Erkenntniß, daß die öffentliche Meinung in Deutschland noch nicht reif genug für diese Art von „Versöhnungspolitik" ist. Um hierin zu „bessern", sollen in Hannover neue Stützpuncte für die Behauptung geschaffen werden, daß es dort eigentliche, wenigstens ernsthaft zu nehmende Anhänger des Gedankens einer Losreißung Hannovers von Preußen gar nicht gebe. Das ist die Aufgabe der preußischen Beamten in der Provinz, und zu ihrer Erfüllung ist die „conservative Vereinigung" gegründet worden. Es wird sich demnächst herausstellen, ob bei der soeben abgehaltenen Berathung hannoverscher Nationalliberaler dieser Zweck der neuen Parteibildung genügend gewürdigt worden ist.

Eine andere Parteiaction im großen Stile befürwortet die „Nationalzeitung". Sie will die nationalliberale Partei im preußischen Osten wieder erstarken lassen. Das ist eine löbliche Absicht. Nur schade, daß das Berliner Blatt zwischen der nationalliberalen Partei und der freisinnigen Vereinigung gar keinen Unterschied macht und deshalb durchaus ungeeignet ist, unserer Partei die Wege zu bahnen. Die Vorliebe für die Richtung Rickert-Barth hat die „Nationalzeitung" sogar so blind gemacht, daß sie die Fehler der freisinnigen Volkspartei, um derentwillen sie u. A. die Ausbreitung des Nationalliberalismus im Osten zu wünschen erklärt, bei der freisinnigen Vereinigung gänzlich übersieht. So schreibt das Blatt:

„Die Haltung, welche Herr Richter und seine Freunde jetzt wieder angesichts der Abwehr-Maßregeln gegen die dänische Agitation in Nordschleswig einnehmen, beweist von Neuem, daß der Liberalismus jeden praktischen Einfluß im deutschen öffentlichen Leben verlieren würde, wenn er auf die Vertretung durch die Herren Richter und Genossen angewiesen wäre."

Sehr richtig. Aber die Haltung der freisinnigen Volkspartei gegenüber den Anweisungen ist auch die der freisinnigen Vereinigung und zwar ist es die Presse dieser letztgenannten Richtung, die in dieser Campagne der Selbstentwürdigung die Führung übernommen und zu Thaten wie die des Herrn Bleil ermuthigt hat. Auch gehört der Abg. Hänel, der nur durch den Schluß der kürzlichen Etatsdebatte verhindert wurde, gegen die Ausweisungen von der Tribüne des Reichstags zu wettern, der Vereinigung und nicht der Volkspartei an. Die Nationalliberalen Westpreußens haben denn auch, wie gemeldet, für eine gemeinsame Wirksamkeit gedankt und werden der von Herrn Rickert auf heute nach Thorn einberufenen „liberalen" Versammlung, für die übrigens auch zwei der Richter'schen Volkspartei angehörige Abgeordnete ihr Erscheinen zugesagt haben, fern bleiben. Nationalliberale, die sich von dieser Zurückhaltung etwa ausschließen sollten, dürften schlechte politische Geschäfte machen. Die Beleuchtung, die die Polengefahr aber wieder in dem Proceß von Inowrazlaw erfahren hat, ist durchaus ungeeignet, das Zusammengehen mit Elementen, die sich gegen das Deutschthum theils lau, theils feindselig verhalten, erwünscht erscheinen zu lassen.

Der frühere Reichstagsabgeordnete für Dinkelsbühl, Lutze, wollte in München eine bäuerliche Genossenschaftsschlächterei errichten, um zu beweisen, daß man Fleisch erheblich billiger verkaufen könne, als die dortigen Metzger thun. Er hat noch in letzter Stunde, „wegen Bedenken in Bezug auf die Rentabilität", die Flinte ins Korn geworfen, und die mittelfränkischen Bauern, deren Vieh er in München ausschlachten wollte, können nun mit dem Krähwinkler Landsturm singen:

„Unser Hauptmann, der ist von Dinkelsbühl,
Courage hat er wohl, aber nicht sehr viel."

---

## Feuilleton.

### Aus der Spinnstube.

Von Heinrich Geller.

Nachdruck verboten.

In der Dresdener Gallerie befindet sich ein Gemälde, das durch seinen Stoff die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich zieht. Da sieht man in einer halbdunklen alten Bauernstube die schmucken blondzöpfigen Dirnen im engen Kreise rund um die Spindel sitzen nnd den Faden ziehen. Doch augenblicklich stockt die Arbeit, denn der Jörg, der schmucke Bursch, der da, den Mädchen zur Gesellschaft, mit seinem stattlichen Gesellen am Tische hinter dem Bierkruge sitzt, erzählt eben eine gar so schöne und schreckliche Geschichte von einem feurigen Manne, den er einmal selbst gesehen haben will, und er schildert so lebendig und überzeugend, daß das Vreneli, an die er sich hauptsächlich wendet, weil er ihr heimlich sein Herz geschenkt hat, sich vor Angst kaum zu lassen weiß und den Unhold schon in dem dämmerigen Raume erscheinen zu sehen glaubt. Und als der Jörg nun gar berichtet, wie der Feuermann immer näher und näher an ihn herangekommen sei und am Ende gar eine riesige glühende Hand nach ihm ausgestreckt habe, . . . da hängt das Vreneli wie gebannt an des Burschen Munde, und mit weit aufgerissenen Augen, die kleine Hand auf das pochende Herz gepreßt, starrt sie ihn entsetzt und unverwandt an und bemerkt nicht einmal den Schalk, der aus Jörg's Mienen lacht.

Wie lebendig spricht aus diesem schönen und gemüthvollen Bilde des zu früh verstorbenen Eduard Kurzbauer das Wesen einer urdeutschen alten Einrichtung, die traulich Stimmung der Spinnstube, zu uns. Ach, auch sie ist nun auf den Aussterbeetat gesetzt. Lange schon war sie von ihren Feinden in die Acht gethan und verfolgt worden, doch die Lebenskraft haben ihr nicht diese Verfolgungen genommen, sondern erst unsere moderne Zeit, die mit der Aufklärung und mit der Eisenbahn, mit der Petroleumlampe und der städtischen Tracht überall auch die gleichmäßige Verflachung der Sitten hinträgt und dadurch unseren alten Volksbräuchen den Boden abgräbt. Freilich, so ganz ist die Spinnstube noch nicht aus dem Volksleben verschwunden. In so manchem Gebirgsdorfe Schlesiens, in so manchem Weiler Hessens, der Oberpfalz und des Elsasses kommen Burschen und Mägde noch jetzt alljährlich, wenn die Feldarbeit beendet ist und die langen Abende beginnen, nach der Sitte der Vorfahren zusammen, um Kunkelstube, Maistube, Lichtkarz, Vorsitz, oder wie die örtliche Bezeichnung für die Gewohnheit sonst lautet — Hans Sachs nannte sie Spinngade —, zu halten. Aber auch da hat sie von ihrem ursprünglichen Charakter gewöhnlich schon viel verloren. Das Spinnrad, das nach unseren Großmüttern der wertheste Gefährte war, ist heute verpönt, die Mädchen würden sich schämen, solch ein unmodisches Werkzeug in die Kunkelstube zu bringen, und so ist aus der Spinnstube eine Strickstube geworden, ja manche der Dirnen zieht wohl gar schon eine Häkelarbeit hervor. Und auch diese Arbeit ist zur Nebensache geworden; ein paar Stunden werden damit vertrödelt, bis endlich die Zeit gekommen ist, wo die im Stillen längst ersehnten „Bürne" hereintraten, und die Spiele und Gesänge anheben, die die Hauptsache der Spinnstube geworden sind.

Man würde aber irren, wenn man annähme, daß die Bedeutung der Spinnstube von jeher nur darin gelegen habe, die vornehmste Winterunterhaltung der Dörfler zu bilden. Vielmehr ist die Spinnstube auf die ganze geistige und sociale Entwickelung unseres Volkes von nicht zu unterschätzendem Einflusse gewesen. Hier war die hauptsächliche Pflege-, ja oft Geburtsstätte des deutschen Volksliedes, die Weisen der Fahrenden — hier wurden sie wiederholt, erhalten, an die jüngeren Generationen weitergegeben, und oft verdankte ein Volkslied, wie wohl noch an seinem Gefüge selbst zu bemerken ist, der vereinten Arbeit einer Spinnstubengesellschaft seine Entstehung. Als die Bücherpresse schon ihre Herrschaft angetreten hatte, klang hier noch der alte Naturlang des Volkes im Stillen fröhlich fort. In dem dunkeln, engen, wellentrückten Gemache, darin bis gegen Fastnacht munter die Spindeln schnurrten, hat das geistige Leben eines großen Theiles unseres Volkes seine Prägung erhalten. Hier wurden die großen Zeitereignisse, von denen ein Echo auch in das ferne Dörflein gedrungen war, besprochen, hier bildeten sich Ansichten, Wünsche Stimmungen, die später bedeutsam ins geschichtliche Leben eingriffen, hier gaben die Gereisten Berichte von der großen Welt und bestimmten das Weltbild, das der Schwarzwälder oder Pfälzer, der Eifler, der Meißener oder Schlesier in seinem Kopfe trug und seine Kinder lehrte. Hier endlich fanden die uralten Ueberlieferungen und Sagen, die die Gelehrten und Geistlichen unausgesetzt eifrig als Aberglauben bekämpften, ihre letzte geheime Zuflucht, und hier sagen sie die unverwüstliche Lebenskraft ein, deren Zähigkeit ihre gelehrten Widersacher in Erstaunen und Verzweiflung versetzte.

Denn die Einrichtung der Spinnstube selbst hängt noch leise mit dem altgermanischen Heidenthume zusammen. Die gute Göttin Perchta, deren Tag noch heut den fleißigen Spinnerinnen heilig ist, war ja die himmlische Spinnerin, die Schutzgöttin der edlen Spinnkunst, und diese Perchta, diese Frau Golde, war auch eine Art Schutzgöttin der Spinnstube. Aus den ältesten Zeiten überkommen ist die tiefe Ehrfurcht vor der Spindel und ihrem Werke. Eine Kunkel wurde im Elsaß dem neugeborenen Kinde zu glücklicher Vorbedeutung in die Wiege gelegt; Spinnrad und Haspel wurden im Brautzuge den Brautpaare vorangetragen, und selbst der verstorbenen Frau pflegte man noch ins Grab eine Spindel als das ehrende Symbol des Fleißes mitzugeben. Die Fürstin wie die Bauernmagd spann vor Zeiten und ihr Gewebe war ihr stolz gehüteter Schatz. Karl's des Großen Töchter mußten fleißig spinnen, und über dem Grabe der Liutgard, der Tochter Otto's I., in der Kirche zu Mainz wurde ihre silberne Spindel aufgehängt. Die Spinnstube der Frau war der Mittelpunct des geistigen Lebens im Hause, und die gleiche Rolle spielte für das Leben des Dorfes die winterliche Vereinigung der Spinnerinnen die Spinnstube.

Sie beginnt im November und endet zu Fastnacht; ihr Höhepunct aber liegt in den ersten Monaten des neuen Jahres. In manchen Dörfern ist das Haus, in dem die Spinnstube stattfindet, durch altes Herkommen bestimmt; anderwärts fällt ihre Abhaltung der Familie zu, die über die größten Räume verfügt, aber man vereinigt sich wohl auch bei einer armen Frau, die dann zum Entgelt für ihre Mühe einen Antheil an den Werken der Winterabende erhält. Die alten Familienväter pflegen die Spinnstuben in ihrem Hause nicht gern zu sehen, aber junge Frauen und freundliche Wittwen beherbergen sie gern bei sich. Freilich verursacht sie so manchen Trubel. Muß doch das für die Spinnstube bestimmte Zimmer ganz ausgeräumt werden! Im Kreise sitzen dann die Dirnen mit Kunkeln und Rädern herum; die Männer und Burschen aber liegen oder sitzen auf Bänken an der Wand, wenn nicht Jeder hinter seinem Schatze Platz nimmt, was beide Theile vorzuziehen pflegen. Aber nicht all' und jedes Mannsbild darf bei diesen Zusammenkünften erscheinen. In Schwaben z. B. wurden nur die Burschen zugelassen, die ein Handwerk ausgelernt hatten oder einen Heuwagen nach allen Regeln der Kunst laden konnten. Wagte sich aber ein windiges Bürschlein, das noch nicht so weit war, in die „Lichtstube", so fand er sich bald wieder draußen in der kalten Winternacht; und wagte er sich gar sein Pfeiflein anzustecken, so ward ihm seine Pfeife zerbrochen, und, eine Kinderwindel auf dem Rücken, mußte der Vorwitzige am Ofen Pranger stehen, wobei ihm die spottlustigen Schönen wohl gar einen „Schloyer", das heißt einen Lustschbeutel, in den Mund steckten.

Und nun schnurren die Räder und brennen die Pfeifen, und die Burschen denken ihrer Pflicht, die fleißigen Spinnerinnen zu unterhalten. Erlebnisse, Sagen, Märchen, Scherze werden da erzählt. Aber am beliebtesten bleiben die Geister- und Gespenstergeschichten, es wird Einem so heimlich dabei, wenn man im traulichen warmen Zimmer sitzt und draußen der Wind heult und der Regen ans Fenster schlägt. Da kriechen die Kobolde aus ihren Höhlen hervor, das wilde Heer zieht wieder durch die Lüfte, Riesen und Wichtelmänner erscheinen und treiben ihren Spuk; und stiller und stiller wird's im Zimmer, und langsamer und langsamer gehen die Mädchen, bis ein Scherz fröhlich die Spannung auslöst, zwei Burschen eine lustige Balgerei aufführen oder gar alle Mannsbilder zusammen in ein helles Gelächter ausbrechen, weil sie mit ihren Schauergeschichten gewöhnlich doch nur die armen leichtgläubigen Mädchen foppen wollen. Aufs Foppen läuft's schließlich meist hinaus. Bald schlägt ein Schneeball zu allgemeinem Schrecken drähnend gegen den Fensterladen oder eine weiße Gestalt erscheint gespenstisch auf der Schwelle oder der Bursche versucht sein altes Recht geltend zu machen und sein Mädchen vom Spinnen abzuhalten. Freilich darf er sich dann auch nicht beklagen, wenn die kräftige Dirne sich tüchtig wehrt und dem Uebermüthigen mit derber Hand einen Denkzettel ertheilt.

Von Alters her bildet die Spinnstube den privilegirten Schauplatz dörflicher Liebesnovellen. Hier lernt das Paar sich genauer kennen, das sich in den lichten Tagen des Sommers zusammenfand; Mädchen und Bursch beobachten einander darauf, ob sie nach Zucht und Sitte sich betragen, der Bursche sieht, ob die Dirne fleißig ist und sauber zu spinnen versteht. Zahlreiche Sitten und Spiele sind so recht dazu geeignet, Herz zu Herzen zu führen und ein zartes Band zu knüpfen. So ist es für das Mädchen gar gefährlich, wenn ihm der Faden reißt, da der Bursche, wenn er das Unglück bemerkt, es repatirt und der Schönen einen Kuß rauben darf. Und wie verführerisch ist der Vorzug, „das Angle schütteln", d. h. dem Mädchen den beim Spinnen auf der Schürze sich festsetzenden Abwurf entfernen zu dürfen. Was lockte schon den alten Hans Sachs:

Komm, ich will Dir zeigen
Den allerschönsten Jungfrau'nhof,
Da wollen wir den schönen Docken
Die Agen abschütten von dem Rocken.

Dann giebt es auch wohl ein lustiges Gefecht mit Schneebällen, wobei mancher Kuß schnell geraubt — oder auch gegeben wird, und Pfänderspiele, die ja stets auf einen und denselben, Weiblein und Männlein wohlbekannten süßen Refrain ausgehen. Ueberhaupt haben sich auch die Unterhaltungen und Spiele der Spinnstube modernisirt, und Hans Lienhart hat im Elsaß sogar das ganz „auf der Höhe der Zeit" stehende Spiel „Einen hypnotisiren" gefunden, das natürlich auch auf einen Schabernack hinauskäuft.

Aber nicht zu allen Zeiten geht es in der Spinnstube so her. Es giebt Abende, an denen die Räder still stehen müssen, soll der Spinnerin nicht Unheil widerfahren. So heißt es, daß bei Mondenschein überhaupt nicht gesponnen werden dürfe: „der Tag gehört dein, die Nacht gehört mein", warnt der Mond in einer Neukirchener Sage die Spinnerin. Auch der Sonnabend und die Abende vor einem Feste sind verbotene Tage; ein Mädchen, das am Sonnabend die Spindel hatte laufen lassen, wurde im Jenseits durch eine glühende Hand bestraft, so erzählt die Sage, und ihr Geist erschien ihrer Freundin und rief ihr warnend zu:

Sieh, was ich in der Hölle gewann,
Weil ich am Sonnabend Abend spann.

Derlei Sonnabendgarn bringt auch nie Segen; es bricht oder bleicht nicht, oder hegt gar Ungeziefer. Auch die „Zwölften" sind in einigen Gegenden solche Sperrnächte.

Es liegt in der Natur dieser Einrichtung und in der des Bauernvolkes, daß die Spinnstube zu mancherlei Unfug Anlaß gab. Darum wird in manchen Gegenden streng darauf gehalten, daß nicht später als zehn Uhr alle Theilnehmer auseinandergehen und im Westerwald patrouillirt sogar der Büttel oder der gestrenge Herr Bürgermeister selbst, um auf Ordnung zu sehen und das Ende zu künden. Daher schreiben sich auch die zahlreichen Erlasse, die seit dem 16. Jahrhundert sich gegen die Spinnstuben richten. So warnt schon 1526 der Rath von Nürnberg, es müsse „züchtiglich, erberlich und bescheidentlich" dabei zugehen und „strefflicher leichtfertigkeit" abgestellt werden, und 1572 ging er noch strenger vor. Andere Städte und Länder handelten im gleichen Sinne. Noch 1836 ist ein Büchlein gegen die Rockenstuben erschienen, das warnend austief: „Rockenstuben, böse Buben! Rockenknechte, böse Mägde!" Es ist aber mit Recht hervorgehoben worden, daß die Verbote der Spinnstuben ihren Zweck nicht erreicht und nur anderen Gepflogenheiten, die schlimmerer Art sind, die Wege gebahnt haben. Mit der Spinnstube ist freilich ein Bollwerk zu mancher leichtsinnigen und zuchtlosen Handlung aus der Welt geschafft, aber es ist aus dem dörflichen Leben ein Mittelpunct genommen worden, von dem Gemeingefühl, Anregung und Frohsinn ausging, und in dem der alte Geist des Volkes seine Stätte hatte.

---

SLUB
Wir führen Wissen.